

Hildi Hari-Wäfler

Bibel, Blech und Gottvertrauen

Ein Leben mit der Heilsarmee

n[®]

NEUFELD VERLAG

Bibelzitate, sofern nicht anders angegeben, sind der
Übersetzung Hoffnung für alle© entnommen. © 1986,
1996, 2003 by International Bible Society*. Verwendet
mit freundlicher Genehmigung des Verlages

Lektorat: Roland Nickel, Altdorf/Böblingen

Korrektorat: Lukas Baumann, Schwanau

Umschlaggestaltung: spoon design, Olaf Johannson

Umschlagbild (oben): © Elinag/Shutterstock.com*

Umschlagbild (unten) sowie Bilder im Innenteil: Privat

Satz: Neufeld Media, Weißenburg in Bayern

Herstellung: Westermann Druck Zwickau GmbH, Zwickau

© 2012 Neufeld Verlag Schwarzenfeld

ISBN 978-3-86256-029-5, Bestell-Nummer 590 029

Nachdruck und Vervielfältigung, auch auszugsweise,
nur mit Genehmigung des Verlages

www.neufeld-verlag.de / www.neufeld-verlag.ch

Folgen Sie dem Neufeld Verlag auf Facebook*
und in unserem Blog: www.neufeld-verlag.de/blog

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	7
Zu diesem Buch: Ich möchte gerne für Gott leben	9
Bern – ein neuer Weg	12
Dienst zu zweit	31
St. Gallen – ein Herz für Kinder	40
Zürich – Großstadtluft	51
Biel – eine neue Zeit	75
Zürich – Familie unter Druck	90
Bülach – zurück im Dienst	99
Winterthur – Flüggezeit	120
Basel – alles etwas anders	132
Bern – immer wieder gern	144
Schon alles erzählt?	156
Dank	158
Die Heilsarmee	159

Vorwort

Als „Halbwilde“ aus den Adelbodner Bergen empfindet sie sich, als sie zur Offiziersschule der Heilsarmee nach Bern kommt. Ihr Zimmer heißt „Paradies“. Doch das findet Hildi Hari-Wäfler in der großen Stadt eher selten. Trotzdem weiß sie: Hier gehöre ich hin. Sie wird mit Aufgaben und Herausforderungen betraut, die sie sich kaum selber ausgesucht hätte. Denn eigentlich hatte sie Lehrerin werden wollen. Am Ende der Ausbildungszeit aber verspricht sie:

„Ich will Gott von ganzem Herzen lieben und ihm dienen, solange ich lebe.

Ich will Menschen für Christus gewinnen; ihr Heil soll mein Höchstes Gut sein.

Ich will mich um die Armen kümmern, die Hungrigen nähren, die Nackten kleiden, die Ungeliebten lieben und denen ein Freund sein, die keine Freunde haben.

Ich will den Lehren und Prinzipien der Heilsarmee gegenüber treu sein und mich mit Gottes Hilfe würdig erweisen als Offizier und Nachfolger Jesu Christi.“

Wie das gehen kann, illustriert dieses Buch. Lebendig und lebensnah, ehrlich und engagiert, glaubwürdig und glaubensstark. Ein Rückblick auf 40 Jahre in Uniform als „Soldatin Jesu Christi“. Im Einsatz vor allem für die, die am Rand unserer Gesellschaft leben.

Das Leben darf, was ein Schriftsteller niemals dürfte. Die Gesetze der Logik keck missachten. Mit den Hauptdarstellern wilde Purzelbäume schlagen. Zu Schlüssen führen, die die Anfänge niemals hergegeben haben. Das Leben darf verblüffen. Das Leben ... und – Gott!

Hildi Hari-Wäflers Lebenserinnerungen sind eine Geschichte, die das Leben schrieb. Kein Schriftsteller. Die Gott schrieb. Eine immer wieder neu überraschende Geschichte. Eine Geschichte wie das Leben. Und wie Gott. Keine Geschichte von der Stange. Eine handgemachte Geschichte.

Es ist ein Buch, das Mut macht und Hoffnung weckt. Und das Beine macht. Nur wer sich aus der „Comfort-Zone“ des Lebens wagt, macht erstaunliche Erfahrungen mit dem Gott, dessen Kraft in schwachen Menschen zur Vollendung kommt.

Jürgen Werth

Zu diesem Buch: Ich möchte gerne für Gott leben

Ich war noch fast ein Kind, auf der Schwelle zum Erwachsenwerden. Da drängte sich mir die Frage auf: Soll ich meinen bisherigen Glauben abstreifen und die Weichen für mein Leben selber stellen?

Bis dahin hatte der Glaube an Jesus meine Kindheit geprägt. Ich durfte zu jeder Zeit und an jedem Ort zu Gott beten. Es gab nichts, das ich ihm nicht anvertrauen konnte, das zu gering oder zu groß für ihn gewesen wäre. Gott antwortete das eine Mal sofort, manchmal erst auf anhaltendes Bitten. Später in einzelnen Fällen auch erst nach Jahren. Meine Eltern und viele Leute in meiner Gemeinde, dem Heilsarmeekorps in Adelboden, waren mir lebendige Vorbilder dafür, was es heißt, Christ zu sein.

Doch ich war kein kleines Mädchen mehr. Sollte mir mein Glaube deshalb nichts mehr bedeuten? Sollte ich alles wie einen unnötigen Ballast über Bord werfen, nur weil ich älter geworden war? Oder war doch noch viel mehr an der ganzen Sache mit dem Glauben? In einem war ich mir sicher: Ich wollte nichts Halbherziges. Entweder sollte Gott mein Leben ganz gehören – oder gar nichts. Ich entschied mich fürs Erstere. Als 14-Jährige bat ich Jesus Christus bewusst, die oberste Verantwortung für mein Leben zu übernehmen. Es war, als würde ich unten auf ein leeres, weißes Blatt Papier meine Unterschrift setzen und damit bekräftigen: „Gott, ich vertraue dir. Ich gebe dir ein ganzes Ja, und du wirst oben den Inhalt meines Lebens hinschreiben. Du wirst bis in die Einzelheiten für mich sorgen. Die Verantwortung dafür übergebe ich dir. Ich weiß, dass du mich liebst und nur das Beste für mich im Sinn hast.“

Meine Überlegung war die: Wenn schon einzelne Wettkämpfer in ihren sportlichen Disziplinen alles einsetzen, um einen Siegeskranz zu gewinnen, sollte nicht auch ich für eine ewige, unvergängliche Sache, für die Sache Gottes, alles hergeben? Mir war klar, dass mich das tüchtig herausfordern würde, denn wir Menschen sind von Natur aus egoistische Wesen, und bis heute wird uns ständig in Erinnerung gerufen, dass wir doch etwas Besonderes sind und verdienen. Was ich aber anstrebte, schien mir wertvoller zu sein als mein eigenes Leben. Das Motto für mein Leben ging in die Richtung: „Für einen ewigen Kranz, dies irdische Leben ganz.“

Eines spornte mich vor allem an: Ich wollte herausfinden, wie weit ich gehen durfte mit meinen Erwartungen an Gott, und wie weit er bereit sein würde, auf meine Wünsche einzugehen. In der Bibel, dem Wort Gottes an uns, würde ich dabei Antworten finden auf all die offenen Fragen. Ich stieß auf das Wort: „Ihr werdet alles bekommen, wenn ihr im festen Glauben darum bittet“ (Matthäus 21,22) und entschied mich, diese Aussage auf die Probe zu stellen. Ich könnte ja nicht behaupten, Gottes Wort sei unglaubwürdig und stimme nicht, wenn ich es nicht selbst ausprobiert hätte.

Ich habe herausgefunden, dass das „alles bekommen, worum wir bitten“ nur funktioniert, wenn wir in einer engen Verbindung zu Gott stehen. Sollte Gott uns denn beschenken, wenn wir versuchen, ohne ihn zu leben?

Dieses Buch ist die Fortsetzung des Buches „Felsig, karg und hoffnungsgrün“, das von meiner Kindheit in Adelboden berichtet. Hier erzähle ich von dem, was mein Mann Peter und ich während 40 Jahren vollzeitlichem Dienst in der Heilsarmee erlebt haben. In all diesen Jahren wagte ich es immer wieder, Gott herauszufordern – und er hielt diesen Proben stand. Meine Erfahrungen gipfelten nicht

nur in Höhepunkten. Es gehörten auch Tiefschläge dazu. Wir sind und bleiben Menschen und Gott ist und bleibt Gott, der Allmächtige, Allwissende. Ich bin zutiefst davon überzeugt, dass auch unbeantwortete Fragen oder scheinbare Niederlagen in unserem und im Leben anderer nicht ein Versagen Gottes waren oder sind. Vielmehr ist er ein unendlich weitsichtigeres Wesen, als wir Menschen es sind. Er hat den besseren Überblick und ich bin davon überzeugt, dass Gott keine Fehler macht. Das schließt nicht aus, dass wir Menschen sehr wohl Fehler machen und falsche Entscheidungen treffen können. Deshalb dürfen wir, wenn wir uns – als Einzelne oder auch als ganze Nationen – bislang nicht um Gottes Willen für unser Leben gekümmert haben, ihn auch nicht für so manche Fehlentwicklung verantwortlich machen.

Mit meiner Geschichte möchte ich Menschen Mut machen, sich fest und ganz auf Gott und sein Wort zu verlassen. Denn er ist ein wunderbarer, zuverlässiger Herr, der seine Kinder nie im Stich lässt.

*Hildi Hari-Wäfler
März 2012*

Bern – ein neuer Weg

Ankunft in Bern

Es war ein schöner Augustabend im Jahr 1960, als wir mit dem alten VW Käfer in der Muristraße in Bern eintrafen. Zu dritt waren wir an diesem Tag aus Adelboden aufgebrochen, und dank Peters Aufmerksamkeit hatten wir auch die kleine Autopanne gut überstanden. Wir, das waren eine junge Frau aus Peters Nachbarschaft in Adelboden, mein Verlobter, Peter, und ich. Gemeinsam würden wir die nächsten neun Monate in der Offiziersschule der Heilsarmee verbringen. So genau konnten wir uns noch nicht vorstellen, was auf uns wartete. In Bern wurden wir von den Leitern und den Verantwortlichen der Schule herzlich begrüßt und aufgenommen. Damit traten wir schlagartig in eine völlig neue Welt ein. Von Stund an wurde ich zur Kadettin Wäfler, Peter zum Kadett Hari. Für mich blieb er glücklicherweise mein Peter. Kein Wunder, dass ich mich an die neue Anrede zuerst gewöhnen musste und nicht immer spontan reagierte, wenn nach mir gerufen wurde.

Das mir zugewiesene Zimmer war um einiges größer als mein sehr kleines, eigenes in Adelboden, doch musste ich es mit zwei anderen Frauen teilen. Da hatte sich eine junge, lustige Wienerin, noch nicht 20, auf ihrem Bett an der linken Wand niedergelassen und führte darauf hie und da ihre Kopfstände aus, um zu etwas Bewegung zu kommen. Eine schon etwas reifere, eher reserviert wirkende, französisch sprechende Frau um die 30 hatte auf der Gegenseite ihr Revier bezogen. Und ich, die 25-jährige Berner Oberländerin erhielt einen Platz in der Mitte. Allerdings nur während der Nacht. Mein Bett zog ich jeden Abend unter einem anderen hervor und stellte es auf die Beine. Meistens

war jemand da, um mir dabei zu helfen. Tagsüber blieb mir eine Ecke des Tisches, ein Stuhl zum Sitzen – wenn er nicht gerade besetzt war –, und natürlich etwas Platz im Kleiderschrank. Das alles änderte sich nach Ablauf weniger Monate. Zunächst konnte ich in ein Zweierzimmer ziehen, und später durfte ich sogar alleine in einem Zimmer im Dachstock wohnen. Das war schon fast Luxus und mutete paradiesisch an. Das Zimmer trug ja auch den Namen „Paradies“.



Mit Peter an Hildis 26. Geburtstag in der Offiziersschule.

Schulbetrieb

Unser Ausbildungsjahrgang trug den Sessionsnamen „Soldaten Jesu Christi“. Wir waren eine bunt zusammengewürfelte fröhliche Schar von 28 jungen Leuten aus der ganzen Schweiz. Fast alle Berufsgattungen waren vertreten. Das erlaubte den Männern, im Laufe der Zeit im Garten eine Baracke zu erstellen und darin zu wohnen. So erhielten wir etwas mehr Platz im Haus. Was uns alle miteinander

verband, war der tiefe Wunsch, aus Liebe zu Gott und den Menschen das eigene Leben einzusetzen, ohne groß über die Vor- und Nachteile nachzudenken, die für uns daraus entstehen könnten. Alle hatten wir das gleiche Ziel: Gott und den Menschen zu dienen. Wir waren ja freiwillig gekommen und nicht einem Aufgebot/Einberufungsbefehl der Schweizer Armee zur Rekrutenschule gefolgt. Gerade hier in der Schule konnten wir bestens unter Beweis stellen, wie ernst es uns damit war. So gehörte etwa zu unserem Kurs ein Teilnehmer mit Frau und Kind. Er hatte sein Theologiestudium an der Universität abgeschlossen und fügte sich nun mit seiner Familie willig in den ganzen Ausbildungsbetrieb ein. Außerdem unterrichtete er uns im Fach „Kirchen- und Heilsarmeegeschichte“. So lernten wir viel über die Ursprünge dieser Bewegung, die sich selbst als „Armee“ bezeichnete.

Es begann im Jahr 1865 in England mit dem Gründer William Booth und seiner Frau Catherine als „Christliche Mission Ost-London“, und wurde seit 1878 unter dem Namen „Heilsarmee“ weitergeführt. Die Anfangszeit war in England und auch später in der Schweiz von Verachtung und Verfolgung geprägt. Da konnte es schon mal faule Tomaten, Eier oder sogar Steine auf diese fürs Straßenbild ungewöhnlichen, uniformierten Gestalten regnen. In krasen Fällen landeten einzelne Anhänger dieser Armee sogar im Gefängnis. So unter anderem Catherine, die Tochter des Heilsarmeegründers. Sie hatte 1881 mit zwei jungen Kolleginnen in Paris „das Feuer“, die Arbeit in Frankreich, eröffnet und kam 1883 nach Genf. Nach heftigen Protesten und Anfangskämpfen wurde sie aus Genf verwiesen. So kam sie nach Neuenburg (Neuchâtel) und landete mit einem ihrer Mitarbeiter für zwölf Tage im Gefängnis. Nach einer Gerichtsverhandlung, in der sie sich selbst verteidigt hatte, wurde sie freigesprochen. Im Schloss Chillon am Genfer-

see wurde eine 21-jährige Schottin 100 Tage eingesperrt, weil sie auf öffentlichen Straßen Kinderstunden abgehalten hatte. Fast überall in der Schweiz kam es zu Verletzungen und Sachbeschädigungen.

Nach altem Muster verbrachten wir unsere Zeit in Bern in einem streng geführten Internatsbetrieb. Jeder Morgen begann in der Frühe mit einem Appell, und Frauen und Männer wohnten getrennt. Oft mussten wir in Windeseile die langen Haare aufstecken, noch in letzter Minute einen Knopf schließen und einen Kragen zurechtrücken. Für einige von uns war es stets ein Kampf mit der Zeit. Wir atmeten jedes Mal erleichtert auf, wenn alle es geschafft hatten, sich ordentlich angezogen und gekämmt in die Reihe einzuordnen. Um zehn Uhr abends mussten die Lichter gelöscht werden und man durfte nicht mehr miteinander sprechen. Manchmal half eine Taschenlampe über brenzlige Situationen hinweg – dann etwa, wenn wegen Stau im Waschraum die Abendtoilette noch nicht ganz erledigt war und der Weg ins Zimmer und ins Bett gefunden werden musste. Wenn wir allerdings spät von einem Einsatz nach Hause kamen, was ab und zu geschah, galt eine andere Regelung. Glücklicher, wer sich schon in frühen Jahren an eine gewisse Disziplin im Leben gewöhnt hatte und sie sich nicht erst jetzt aneignen musste. Frühaufsteher waren eindeutig im Vorteil. Schmerzlicher war, dass schon nach relativ kurzer Zeit drei sehr junge Mitschüler „unsere Familie“ verließen: ein Ehepaar, das noch nicht lange verheiratet war, und eine Frau.

Ein strammes Programm

Der Tagesablauf war genau geregelt und gestaltete sich mit wenigen Ausnahmen in ungefähr dieser Reihenfolge:

- 6.40 Uhr: Appell
- 7.00 Uhr: Frühstück
- 7.45 Uhr: Hausarbeiten (Abwasch, Esszimmer aufräumen, Böden, Treppen, Etagen inklusive Waschräume und Toiletten reinigen, Tische aufstellen für Schulbetrieb, je nach Bedürfnis auch wieder zusammenklappen und verräumen. Räume lüften, Gemüse für das Mittagessen rüsten, spezielle Aufträge. Zwischendurch noch das Reinigen unserer Zimmer, für das wir selbst verantwortlich waren.)
- 8.30 Uhr: Persönliche stille Zeit mit der Bibel und Gebet
- 9.15 Uhr: Schulstunde (Der Unterricht umfasste: Bibelstudium, christliche Glaubenslehre, Kirchen- und Heilsarmeegeschichte, Predigtlehre und deren praktische Anwendung, Methoden der Heilsarmee, Organisation der Heilsarmee und Verwaltung.)
- 9.55 Uhr: Teepause
- 10.15 Uhr: Schulstunde
- 10.45 Uhr: Schulstunde
- 11.45 Uhr: Tisch decken, später servieren und abräumen
- 12.00 Uhr: Mittagessen. Anschließend Mittagspause für die einen, abräumen, abwaschen, abtrocknen und Geschirr verräumen für die diensthabenden Gruppen.
- 13.30 Uhr: Schulstunden oder Gestaltung des Nachmittags nach speziellem Plan

Das Abendprogramm konnte Singstunden beinhalten, persönliches Studium, ein Einsatz außer Haus oder Sonstiges.

Wir wurden in alle Hausarbeiten – außer beim Kochen und Waschen – miteinbezogen. Hin und wieder hielten wir einen Gottesdienst im Freien ab, nahmen Kontakt mit den Zuhörern auf, sangen ab und zu in den Restaurants und beteiligten uns auch zwei Mal an den Sammlungen von Haus zu Haus. Wir machten auch während einer Woche ein Praktikum in einem der verschiedenen Sozialwerke, die zur Arbeit der Heilsarmee gehörten, sei es in einem Hilfsposten, einem Kinder-, Mädchen- Frauen- oder Männerheim. Im Vordergrund aber stand der Schulbetrieb mit seinen verschiedenen Unterrichtsfächern, inklusive Prüfungen und Bewertungen.

Freie Zeit war eher rar und musste gelegentlich dringenden Anliegen geopfert werden. Für mich war sie besonders kostbar, weil ich sie mit Peter verbringen durfte. Dafür hatten meine Mitkadettinnen mehr Zeit, um Persönliches zu erledigen oder sich auch mal aufs Ohr zu legen. Tagsüber sahen Peter und ich uns meist nur von Weitem und wir grüßten uns dann stumm. Gespräche mit den Männerkadetten waren ohnehin nicht gestattet – es sei denn, es ging um berufliche Belange. Diese Regelung war nicht immer leicht zu verkraften, doch wussten Peter und ich, dass sich dies irgendwann ändern würde. Zu jener Zeit galten ja auch in staatlichen Institutionen und Lehranstalten in der Schweiz ganz allgemein viel strengere Regeln als heute. Das Internat der Heilsarmee war hier also nichts Außergewöhnliches.

Bei jeder Gelegenheit wurde gesungen und musiziert im Hause. Gesang erfüllte auch während der Hausarbeiten die Räume. Unsere gesanglich und musikalisch begabte

Zusammensetzung der Schüler erlaubte es, im Laufe der Monate vier Kassetten mit beliebten Liedern herauszugeben, drei auf Deutsch und eine auf Französisch. Jeder der „Soldaten Jesu Christi“ war willens, zum guten Gelingen des Aufenthaltes beizutragen.

Was ich als Kind aus den Bergen nun in der Stadt oft sehr vermisste, war die freie Natur. Meine Kindheit hatte ich mehr draußen als im Inneren eines Gebäudes zugebracht. Ich hätte als eine Art Halbwilde bezeichnet werden können und tat mich jetzt schwer, über längere Zeit ohne frische Luft auszukommen. Nicht dass es am regelmäßigen Lüften gefehlt hätte – wir sperrten die Fenster bisweilen weit auf –, aber es kam meist nur mehr oder weniger verbrauchte Stadtluft herein. Das war überhaupt nicht zu vergleichen mit einer würzigen, frischen Brise aus den Bergen. Die Männer hatten die Gelegenheit beim Schopf gepackt und joggten frühmorgens auf einem Waldweg zur Aare hinunter, um sich mit frischer Luft für den Tag einzudecken. Warum wir Frauen das nicht fertigbrachten? Dazu hätten wir wohl früher aufstehen müssen. Ich nahm allerdings jede Gelegenheit dankbar an, das Haus verlassen zu dürfen oder mit anderen Leuten zusammenzutreffen.

Unterwegs im Mattenquartier

Dazu gehörten Besuche zu zweit von Haus zu Haus im Berner Mattenquartier, dem ärmsten Viertel der Stadt Bern. Diese Besuchseinsätze waren neu und ungewohnt für mich, eine echte Herausforderung. Ich musste mich immer wieder dazu überwinden. Wir sahen in Zustände hinein, von denen wir kaum wussten, dass sie existierten. Für städtische Verhältnisse waren die Wohnungen und Einrichtungen zum Teil sehr primitiv. Dabei war ich ja von zu Hause aus absolut nicht auf Luxus getrimmt. Oft wur-

den uns Türen vor der Nase zugeschlagen, andere taten sich weit auf, wenn Leute uns in unseren Heilsarmeeuniformen erkannten. Einzelne waren froh, sich ihre Not von der Seele reden zu dürfen. Auf diese Weise wurden wir mit so manchem Schicksal und manchem Familiendrama konfrontiert. Das erweiterte unsere Horizonte im Blick auf die tiefen menschlichen Bedürfnisse. Gewisse Anliegen gaben wir dem Hilfsposten der Heilsarmee in Bern weiter. Die dafür verantwortlichen Offizierinnen leisteten praktische Hilfe im Haushalt, sei es während des Krankenhausaufenthaltes einer Mutter oder in anderen Notsituationen. Sie begleiteten Kranke zum Arzt, kümmerten sich um Pflegebedürftige zu Hause, veranlassten, wenn nötig, eine Krankenhauseinweisung oder trafen andere Anordnungen. Wir durften Menschen ermutigen, sich ganz persönlich an Gott zu wenden und von ihm Hilfe zu erwarten. Wir selbst erlebten ja täglich diese Hilfe, indem wir uns direkt an Gott richteten, vor ihm unsere Anliegen ausbreiteten, sei es allein oder in der Gruppe. Immer wieder erfuhren wir Gottes Eingreifen in bestimmten Situationen. So oft wurde mir persönlich Mut und Gelingen geschenkt, wo mir vor einer Aufgabe graute, vor etwas Neuem, Fremdem vielleicht. Hinterher fühlte ich mich glücklich und dankbar, dass ich es mit Gottes Hilfe geschafft hatte. Wenn die Leute im Mattenquartier es wünschten, beteten wir auch mit ihnen. Bei diesen Besuchen wurden mir zum ersten Mal die Augen geöffnet für Lebensverhältnisse, die im krassen Gegensatz standen zu meinem Elternhaus, das von Liebe geprägt war.

Einen weiteren Einblick in menschliche Tragödien erhielt ich im Frauengefängnis in Hindelbank und im Männergefängnis in Thorberg. Dass unsere Frauenkreise zu Hause regelmäßig Socken strickten für die Weihnachtsbescherung der Gefangenen, war mir bewusst. Es wurden auch Pullover, Handschuhe und Mützen für Kinder und Erst-

lingsausstattungen für die Babys der Familien von Gefangenen angefertigt. Noch heute werden die über 1.000 Paar Socken mit großer Dankbarkeit angenommen, wie auch die Schokolade und einige andere nützliche, begehrte Kleinigkeiten. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte ich aber unklare Vorstellungen über Gefängnisse und deren Insassen. Wir kamen zwar nicht direkt mit Straffälligen in Berührung, aber Kontakt gab es doch durch unsere Gottesdienste, die wir sehr sorgfältig vorbereiteten und bei denen wir speziell auf unsere Wortwahl achteten. Wir wollten unsere Zuhörer ja nicht verletzen, sondern sie zum Nachdenken bewegen und zu einem Neubeginn auf solider Basis ermutigen. Um das Gesagte zu unterstützen, gaben wir den Zuhörern immer auch noch Traktate oder unsere Zeitschriften in verschiedenen Sprachen weiter.

Gottes Fingerzeig

Alle diese Erlebnisse bestätigten mir, am rechten Ort zu sein. Mein Herz schlug für diese Leute. Das war allerdings nicht immer so. Gott hatte mir diese Liebe und den Glauben für solche Menschen auf ganz besondere Weise geschenkt. Damals war ich ungefähr 20 Jahre alt gewesen. Bis dahin hatte ich meine Mädchenjahre immer wieder als Kampf erlebt, und das nicht nur nach außen, sondern auch in meinem Inneren. Obwohl ich Jesus damals schon sehr liebte und ihn in mein Herz aufgenommen hatte, wusste ich, dass sich noch etwas mit mir ändern musste. Ich war oft unzufrieden mit mir selbst. Mein ganzes Wesen war wenig ausgeglichen; mal war ich himmelhoch jauchzend und dann wieder zu Tode betrübt. Ich ließ mich sehr stark von Sympathie und Antipathie bestimmen. Dabei wollte ich doch alle Menschen gleich behandeln. So fing ich an, meine Not vor Gott zu bringen, ihm zu sagen, wie ich mir

vorstellte, dass ich zu sein hätte. Gleichzeitig gab ich mir enorm Mühe, mein Ziel zu erreichen, doch vergebens. Ich schaffte es einfach nicht und war enttäuscht von mir selbst. Da zeigte Gott mir, dass ich es nicht selbst schaffen musste – und es auch nicht konnte. Das würde seine Sache sein. Er würde bereit sein, mir alles zu geben, was ich brauchte. So betete ich weiter, manchmal intensiv, manchmal weniger, manchmal auch gar nicht. Aber tief im Herzen blieb diese Erwartung, dass Gott eines Tages meine Bitte erfüllen werde. Ich wollte auf keinen Fall dieses wetterwendische, launische Wesen bleiben, das ich war und das mich in meinem künftigen Dienst für ihn nur hindern würde.

Dieses Ringen erstreckte sich wohl über mehr als zwei Jahre. Und dann kam jener Tag, an dem ich zu Hause in Adelboden in unserer Küche stand. Ich hatte bereits meinen Wintermantel angezogen und wartete auf meine Mutter. Meine Gedanken kreisten, wie schon so oft, um den Wunsch, dass Gott selbst sich mir auf irgendeine Art mitteilen würde. Da geschah etwas, auf das ich keinen Einfluss hatte. Es war, als ob ein Strahl durch mich hindurchfuhr. War ich von einem Blitz getroffen worden oder hatte ich eine elektrische Leitung berührt? Um ein Gewitter konnte es sich wohl kaum handeln, da es doch mitten im Winter war. Auch hatte ich nichts angefasst. Ich stutzte – was mochte das wohl gewesen sein? Zur gleichen Zeit spürte ich, wie ein Strom göttlicher Liebe in mich hineinfließ. Unendliche Liebe und grenzenloses Vertrauen erfüllten mich. Ich hatte plötzlich Hoffnung und Glauben auch für die hoffnungslosesten Menschen. Mit einem Mal war mir klar, dass auch sie von Gott geliebt und von ihm nicht ausgeschlossen sind, ja, dass er ihr Leben völlig neu machen konnte, wenn sie dies begehrt. Ich hatte Tränen in den Augen, so sehr war ich berührt und von einem Wonnegefühl erfasst. Gott selbst hatte mich durch seinen Geist berührt. Mehrere Tage

war es mir, als schwebte ich wie auf Wolken. Es war ein herrlicher Zustand und ich wünschte mir, dass es immer so bliebe. Leider schwächte sich das starke Empfinden ab und der nüchterne Alltag kehrte zurück. Aber mein Leben hatte sich verändert. Es war eine überaus wertvolle Erfahrung, die aus mir keine Heilige machte, sich aber positiv auf mich und mein künftiges Leben auswirkte. Dieses Erlebnis half mir auch, in künftigen Schwierigkeiten durchzuhalten.

Aussendungsfeier

Wir freuten uns auf den krönenden Abschluss unserer Ausbildung, den 22. Mai 1961. Die Aussendungsfeier würde im Kasinosaal in Bern stattfinden. Schon lange im Voraus wurden Vorbereitungen getroffen, gesungen, musiziert und Sprechchöre eingeübt. Etwas vom Wichtigsten war aber, sich vor Gott bewusst zu werden, ob man wirklich bereit und willens war, das Versprechen zum Offiziersdienst in der Heilsarmee zu unterzeichnen. Darauf wurde von den Verantwortlichen größter Wert gelegt. Jeder Einzelne sollte genau wissen, worum es ging. Jeder zukünftige Heilsarmeeoffizier hatte folgendes Versprechen abzulegen:

Von Gott berufen, als Offizier oder Offizierin der Heilsarmee das Evangelium unseres Herrn und Erlösers Jesu Christi zu verkündigen, verspreche ich durch diesen feierlichen Bund:

Ich will Gott von ganzem Herzen lieben und ihm dienen, solange ich lebe.

Ich will Menschen für Christus gewinnen; ihr Heil soll mein Höchstes Gut sein.

Ich will mich um die Armen kümmern, die Hungerigen nähren, die Nackten kleiden, die Ungeliebten

lieben und denen ein Freund sein, die keine Freunde haben.

Ich will den Lehren und Prinzipien der Heilsarmee gegenüber treu sein und mich mit Gottes Hilfe würdig erweisen als Offizier und Nachfolger Jesu Christi.

Dieses Versprechen unterschreibe ich im Vertrauen auf meinen Herrn und Erlöser und in der Gegenwart des Territorialleiters, der bei der Feier anwesenden Offiziere und meiner Mitkadetten.

Neue Aufgabe am alten Ort

Nach unserer Ausbildung würden wir in alle Teile der Schweiz, vereinzelt auch nach Österreich ausgesandt werden, um unser neues Arbeitsgebiet anzutreten. Wohin es gehen sollte, wussten wir noch nicht. Die Spannung und auch die Spekulationen wuchsen. Einige konnten sich ungefähr ausrechnen, wo ein Platz für sie frei sein könnte. Ich hatte keine Ahnung, wohin es mich verschlagen würde, und fiel aus allen Wolken, als ich vernahm, dass ich nur gerade mein Zimmer zu wechseln hätte, also blieb, wo ich war. Ich würde mit einer anderen, wie ich zur Kadett-leutnantin ernannten Frau, mitverantwortlich sein für die Ausbildung des nächsten Kurses – eine Art „Feldweibel“ also, der für Ordnung, Disziplin und einen reibungslosen Tagesablauf sorgen sollte. Mit einer Gruppe der Neuen, der Session „Diener Christi“, würde ich für Einsätze in einer Gemeinde unterwegs sein, diese mit organisieren, vorbereiten und durchführen. Zu meiner Aufgabe gehörte auch, gewisse Schulstunden vom Französischen ins Deutsche „live“ zu übersetzen. Alle Lektionen wurden ja zweisprachig geführt. So befasste ich mich hauptsächlich im Voraus mit dem umfangreichen, vom Wortschatz her recht schwierigen Unterrichtsmaterial für das Alte Testament. Mein

künftiges Amt würde auch beinhalten, ein Bindeglied zwischen der Basis und der Leitung zu sein. Vielleicht würde ich bei Gelegenheit als „Klagemauer“ dienen und ein offenes Ohr für spezielle Anliegen haben müssen.

Einerseits freute ich mich über den Beweis des Vertrauens, andererseits wusste ich um die Verantwortung der Aufgabe, die viel Selbstdisziplin von mir fordern würde. Zur gleichen Zeit spürte ich auch Gottes Zusage, mit mir zu sein. Ein Spruch begleitete mich: *Die Aufgabe vor dir ist nicht größer als die Kraft hinter dir*. Und etwas Wahres wird wohl auch im gut gemeinten „Spötteln“ einiger Mitkadetten gewesen sein: „Wer im ersten Jahr noch nicht alles gelernt hat, braucht eine zweite Session dazu“.

Verschnaudpause

Die Zwischenzeit bis zum Beginn der neuen Session wurde gut genutzt. Zunächst verbrachte ich drei Wochen in der Heilsarmeegemeinde Lausanne 2. Ich beteiligte mich an Hausbesuchen, an Gottesdiensten im Saal und im Freien, an Frauenstunden – eine Menge Neues gab es hier für mich zu erleben. Was mich aber viel innere Kraft kostete, war der Einsatz im Bahnhofsrestaurant in Lausanne. Ein Mal in der Woche musste ich dort unsere Zeitschriften anbieten. Allein ging ich von Tisch zu Tisch und versuchte den Kontakt zu den Gästen aufzunehmen. Einige zeigten sich erfreut über mein Erscheinen, andere wollten nicht gestört werden.

Weitere drei Wochen gehörten dem Einsatz im Kinderlager für Mädchen in Buchillon am Genfersee. Das waren sehr wertvolle Erfahrungen. Ganz abgesehen von der einzigartigen, idyllischen Umgebung am See, profitierte ich vom Gebrauch der französischen Sprache und auch von der Arbeit mit den Kindern, die vor Lebenslust und Ein-

fällen nur so sprühten und natürlich mit Herzenslust badeten. Als die Zeit wie im Flug vorübergegangen war, tauchte Peter, mein Verlobter, mit seinem geliehenen Motorrad auf und holte mich ab für die Ferien in Adelboden – nicht ohne zuvor zu zweit eine ausgiebige Runde im Ruderboot auf dem See gedreht zu haben. Dann ging es für mich in luftiger Fahrt auf dem Soziussitz von Peters Vespa ins Berner Oberland. Die Ferien verbrachte jeder für sich bei seinen Angehörigen. Es boten sich aber auch viele Gelegenheiten für gemeinsame Bergtouren, Besuche und Ausflüge. Diese Zeit verging im Nu.

Kurswechsel

Allzu schnell war es so weit. Ich musste wieder zurück nach Bern, um meine neue Aufgabe anzutreten. Die „neuen“ Kadetten, die nun die Session „Diener Christi“ bildeten, kamen voller Erwartung. Es war eine kleinere Schar. Sie waren bereit, das Beste aus ihrem Leben zu machen, so wie wir ein Jahr zuvor. Und auch ich war dazu bereit. Einmal schien mir meine Aufgabe besonders schwer zu fallen. Ich nahm ja eine ziemlich isolierte Stellung ein und oft hatte ich den Eindruck, der Aufgabe nicht gewachsen zu sein. Bis dahin war mir das Gehorchen stets leichter gefallen, als Befehle zu erteilen. Aber das muss doch auch gelernt werden. Da ermutigte mich unser Schulleiter, Oberst Silfverberg, ein Schwede, der mit einer Schweizerin verheiratet war, mit den Worten: „Für eine solche Aufgabe werden nur die Besten ausgewählt.“ Er wollte mir damit sagen, dass sie als Verantwortliche gewusst hätten, warum sie für diese Aufgabe gerade mich ausgewählt hatten. Das ermutigte mich und stärkte mir den Rücken.

In meiner Gruppe von neun jungen Frauen, die oft für spezielle Einsätze unterwegs waren, hatten wir es gut mit-

einander. Wir lachten und scherzten oft und ergänzten uns in unseren Begabungen und Fähigkeiten. Mit meiner Kollegin, die mit der gleichen Aufgabe betraut war wie ich und für eine weitere Gruppe verantwortlich, konnte ich mich über unseren Dienstag austauschen. Während dieses Jahres vermisste ich Peter mehr, als ich mir gedacht hatte. Wir sahen uns nur selten, und zum Schreiben oder Telefonieren blieb nicht viel Zeit. Einmal besuchte ich ihn nach einer Blinddarmoperation im Spital Thun, doch da schlief er meistens und nahm mich kaum wahr. Er hatte eine sehr strenge Zeit hinter sich, denn er musste damals für den Leiter der Gemeinde in Thun einspringen, der ernsthaft erkrankt war und dessen Frau gerade das jüngste Kind zur Welt gebracht hatte. Peter führte Kinderstunden durch, erteilte den Mädchen Gitarrenunterricht, hielt Gottesdienste und Religionsunterricht, erledigte administrative Aufgaben und vieles mehr. Als Dienstanfänger brauchte er natürlich für alles wesentlich mehr Zeit zur Vorbereitung als ein „Profi“.

Vertrautes St. Aubin

Das Jahr in Bern ging zu Ende und ich stellte fest, dass es für mich in vielen Teilen sehr lehrreich gewesen war. Ich hatte eine Menge gelernt, sowohl schulisch als auch im Blick auf die Disziplin und auch viele praktische Dinge, von perfekter Gästebewirtung bis zum tadellosen Bügeln von Blusen und Herrenhemden. Jetzt kam auch für mich die Zeit, meine Koffer zu packen. Ich mochte es kaum erwarten, als ich hörte, dass St. Aubin mein nächstes Zuhause sein würde. Es handelte sich also um eine Art Heimkommen nach zehn Jahren. Dort in der Nähe hatte ich ja bereits als Sechzehnjährige mein Welschlandjahr verbracht und kannte die dortigen Verhältnisse recht gut.

Als frisch bestallte Leutnantin hielt ich an einem wunderschönen Frühlingstag, es war der 3. Mai, Einzug an den Ufern des Neuenburgersees. Mehrmals stieg ich von der Wohnung aufs Flachdach, atmete tief durch und konnte mich kaum satt sehen an den goldgelben Wiesen voller Löwenzahn, den in Blüte stehenden Obstbäumen und dem sich leicht kräuselnden See im Hintergrund. War das eine Pracht! Nach der langen Stadterfahrung wirkte die Gegend wie Balsam auf mein ausgetrocknetes Gemüt. Eine liebe, erfahrene Majorin nahm mich herzlich auf. Im Laufe der Wochen wurde sie mir zum großen Vorbild in ihrer Hingabe und Leidenschaft an die Sache Gottes. Sie freute sich sichtlich, die Aufgaben mit mir teilen zu dürfen, und führte mich in alle Einzelheiten des Dienstes ein, auch was die Sprache betraf. Da konnte es bei mir schon mal zu lustigen Ausrutschern und kleinen Missverständnissen kommen. Wir lachten und scherzten viel miteinander in jenem halben Jahr.

Zu meinen vielfältigen Aufgaben gehörte zum Beispiel die Mitarbeit bei einem Kindertageslager in Fleurier. Für die drei Buben des Leiters war ich „la grande sœur“, die große Schwester. Hier lernte ich dazu über die Arbeit mit Kindern und auch das Zusammenleben mit anderen Verantwortlichen.

In einer anderen Woche war ich dafür zuständig, in Cernier von Haus zu Haus Spenden zu sammeln. Es kostete mich Überwindung, um Geld zu bitten, doch tat ich es aus Liebe zu Jesus. Dabei kam es zu vielen erfreulichen Kontakten mit der dortigen Bevölkerung. In diesem Uhrmacherdorf hatte ja einst meine Mutter ein Jahr verbracht und sich sehr wohl gefühlt. Hier hatte sie auch Tante Céline kennengelernt, ihre treue Freundin.

In Cernier bewohnte ich allein eine fast leere Wohnung und hatte gerade mein Frühstück beendet. Die Maus in

einer anderen Ecke der großen, geräumigen Küche war noch nicht ganz fertig damit. Da meldete sich Besuch an. Mein Chef aus Neuenburg wollte sich auf dem Vorbeiweg überzeugen, dass es mir gut ging. Bei mir war alles in Ordnung – außer dem unwillkommenen Gast am anderen Ende der großen Küche. Das sollte sich nun ändern. Der Oberst in seiner adretten Uniform mit Stehkragen, mit einem Besenstiel bewaffnet, und ich in der Hausfrauenmontur mit dem Wallholz (zum Auswallen des Wähenteiges) in der Hand, stürzten uns beide in den Kampf. Eine wilde Hetzjagd begann, doch wir waren zu langsam. Die verängstigte Maus sauste kreuz und quer durch die Küche und verschwand dann blitzartig in ihrem Schlupfloch. So hatte ich mich wenigstens schon ein wenig fit gemacht für den Tag, denn im Laufe der nächsten Stunden hatte ich viele Treppen zu steigen. Am anderen Morgen leistete mir die Maus wieder Gesellschaft beim Frühstück. Sie freute sich an ihrem Überleben und knabberte vergnügt an den Körnern, die ich ihr hingeworfen hatte, um wenigstens während des Essens meine Ruhe zu haben.

Von St. Aubin aus hielten wir von Zeit zu Zeit Gottesdienste an einem Wochenabend in der Landkolonie in Fresens, einem weitläufigen Gutsbetrieb, der von der Heilsarmee geführt wurde und vorwiegend Männer mit Alkoholproblemen beherbergte. Dieser Betrieb wurde weit über dem Neuenburgersee bewirtschaftet. Meistens waren wir vorher zum Nachtessen mit dem Leiterehepaar und einigen Mitarbeitern eingeladen. Wir fragten uns manchmal, was wohl von den Gottesdiensten in den Herzen dieser Männer zurückbliebe? Sie schienen oft so teilnahmslos. Hie und da erreichte uns dann doch eine positive Reaktion – Freude an einem ermutigenden Wort, einem Gedicht, einem gesungenen Duett –, oder sie zeigten uns voller Stolz ihre geflochtenen Korbwaren oder sonstigen Handarbeiten

oder die Tiere, die ihnen anvertraut waren. Beeindruckend waren die Felder mit der sprießenden Saat oder dem reifen Korn und all die verschiedenen Obstplantagen, die zum Betrieb gehörten und von den Männern bearbeitet und gepflegt wurden. Die Verantwortlichen brachten immer wieder eine große Portion Geduld auf. Vor allen Dingen brauchte es viel Liebe zu diesen von sich und dem Leben enttäuschten Männern und die Gewissheit, dass auch aus hoffnungslosesten Leben Neues entstehen kann.

Gelegentlich teilten wir zwei Frauen uns auf für die Gottesdienste am Sonntagmorgen im Schulhaus in Fresens und im Saal in St. Aubin. So ganz alleine einen Gottesdienst in fremder Sprache zu bewältigen, stellte einige Ansprüche an mich. Einmal erhielt ich aber ein ermutigendes Echo. Eine Frau hatte sich überlegt, ob sie überhaupt zum Gottesdienst im Schulhaus gehen sollte, als sie hörte, dass ich, die Deutschschweizerin, alleine in Fresens sein würde. Hinterher vertraute sie sich einer anderen Person an: „Ich habe es absolut nicht bereut und bin froh, dabei gewesen zu sein. Der Gottesdienst, vor allem die Predigt, haben mir viel gebracht.“ Es tat mir gut zu wissen, dass die Leute mein Französisch verstanden und von dem Wort Gottes berührt wurden, das ich weitergab. Ich denke, dass Gottes Heiliger Geist eine Brücke zu schlagen vermochte – auch über den „Röstigraben“ hinweg, wie wir die Unterschiede und Meinungsverschiedenheiten zwischen der deutschsprachigen und der französischsprachigen Schweiz gerne bezeichnen.

Am Wochenende zogen wir immer wieder los, um in den Gasthäusern und Restaurants zu singen. In der deutschen Schweiz wünschten sich die Gäste als Zugabe meistens das Lied vom „Sonnenschein“, in der Romandie dagegen „blanc plus blanc que neige“ – weiß, ja weißer als Schnee. Dieses Lied handelte vom menschlichen, von Natur aus sündigen, von Gott entfernten Herz, das durch das Opfer Jesu und

sein vergossenes Blut am Kreuz auf Golgatha reiner und weißer als Schnee wird bei jedem, der es begehrt. Immer und immer wieder wurde dieses Lied verlangt. Ob es an der Melodie lag oder an den Worten? Und ob sich die Zuhörer wirklich bewusst waren, wie wichtig diese Botschaft ist? Vor unseren Einsätzen beteten wir jedes Mal für alle, denen wir im Laufe des Abends begegnen würden. Gott allein konnte ihre Herzen berühren und ihnen wohl tun. An diesen Abenden legten wir oft weite Strecken von einem Dorf zum anderen zu Fuß zurück, wenn spätabends kein Bus mehr fuhr. Über die Ebene von Bevaix bis St. Aubin wehte dann so manches Mal ein eisiger Wind.

Hildi Hari-Wäfler

Felsig, karg und hoffnungsgrün

Eine Kindheit in Adelboden

Mächtige Berggipfel, blühende Alpwiesen, berühmte Skipisten – das ist Adelboden im Berner Oberland. Jahr für Jahr reisen tausende Urlauber und Sportfreunde aus aller Welt in das kleine Dorf am Fuß des Wildstrubels, um sich hier zu erholen und zu vergnügen.

Hildi Hari-Wäfler lässt mit ihren Kindheitserinnerungen eine längst vergessene Zeit wieder lebendig werden und macht Mut, sich auch heute den Herausforderungen des Lebens zu stellen.

160 Seiten, gebunden, ISBN 978-3-937896-86-1

Folgen Sie dem Neufeld Verlag auch auf Facebook[®]
und in unserem Blog: www.neufeld-verlag.de/blog

www.neufeld-verlag.de ♥ www.neufeld-verlag.ch